

HEYNE <

Das Buch

John Wright lebt allein und ohne soziale Kontakte in Minneapolis. Er lebt ziellos vor sich hin, von einem kleinen Vermögen, das er einst dem Vater seiner Verlobten stahl. Er hat ständig Kopfschmerzen und zunehmend akustische und visuelle Halluzinationen, die er je nach Stimmung einer alten Kopfverletzung, seinem ständigen Alleinsein, seiner unregelmäßigen Nahrungsaufnahme oder auch Poltergeistern und Dämonen zuschreibt. Und er trägt ein dunkles Geheimnis mit sich herum, das ihm mehr und mehr die psychische und physische Gesundheit zu rauben scheint:

Hat er seine Verlobte Iris vor zwei Jahren umgebracht und warum? Ihre Leiche wurde nie gefunden, doch alle Indizien deuten auf Mord. Ohne echte Beweise lebt John seither auf freiem Fuß, ständig überwacht von Iris' unheimlichem Vater, der nur darauf wartet, sich an John zu rächen. Und dann taucht Iris plötzlich wie aus dem Nichts wieder auf. Langsam kehren die Erinnerungen wieder zurück, oder ist das alles nur eine große Einbildung?

Der Autor

Quinton Skinner ist 36 Jahre alt. *ROT – Die Farbe der Erinnerung* ist sein Debütroman. Im Gegensatz zu seiner Hauptfigur hat er weder eine Mordwaffe und größere Summen Bargeld in seiner Schlafzimmerwand versteckt, noch die Liebe seines Lebens erschlagen und danach die Stadt verlassen. Mit Frau und Tochter lebt er in Minneapolis, Minnesota.

QUINTON SKINNER

ROT

Die Farbe der Erinnerung

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Astrid Finke

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
AMNESIA NIGHTS



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream
liefert Holmen Paper, Hallstavic, Schweden

Taschenbuchausgabe 10/2007

Copyright © 2004 by Quinton Skinner

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagillustration: Philip James Corwin/Corbis

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

www.heyne.de

ISBN: 978-3-453-72164-7

Für Joyce und Richard

Danksagungen

Mein Dank gilt Alička Pistek für ihre kontinuierlich gute Arbeit, ihre Freundschaft und ihren Glauben an mich. Liz Ziemska, die mich immer angetrieben hat. Aaron Black, der noch in letzter Sekunde eine Idee zur Verbesserung des Romans hatte. Mark Tavani dafür, dass er ein wunderbarer Leser ist. Und schließlich Juan Silva und Kevan Hashemi, deren Freundschaft in Cambridge Teile dieses Romans inspiriert hat.

MEIN IMMER WÄHRENDER DANK GILT SARAH.

*Er fragte ihn, wohin
Er führe und auch warum es müßte sein.
Er sprach, seine Stimme war umflort: Du, mein Freund,
Mir war auf dieser Welt das Glück nicht hold!
Wohin ich geh? Ich geh, ich wandre in die Berge.
Ich suche Ruhe für mein einsam Herz.*

»Der Abschied« aus *Das Lied von der Erde* von Gustav Mahler.

MONTAG

1

MINNEAPOLIS, MINNESOTA

Heute

VOR EINIGEN WINTERN ERSANNEN EIN PAAR JUNGE ROMANTIKER IN JAPAN EINE ELEGANTE ART DES SELBST-MORDES. Die verzweifelte Seele leerte eine Flasche Hochprozentiges und wanderte dann mitten in der Nacht in einen öffentlichen Park. Dort zog er (es war immer ein Er) sich bis auf die Haut aus und rieb sich den ganzen Körper mit Schnee ein. Schon bald verließ ihn das Bewusstsein, und er schloss die Augen in einer samtig unterkühlten Umarmung. Es war schmerzlos, es war wunderschön.

Ich weiß noch, wie ich an den Cambridge Commons vorbeilief und den Charles River überquerte. Die Kälte biss mir durch die Handschuhe in die Fingerspitzen, und der Wind umschlich meinen ungeschützten Hals. Ich lief auf dem Pfad entlang des schattigen Wäldchens und dachte an die Japaner. In Minnesota umschließt einen die Kälte mit einer Umarmung, die zu gleichen Teilen furchtbar und verführerisch ist. Der Winter naht.

Ich möchte nicht, dass Sie den Eindruck bekommen, ich wäre ein unglücklicher Mensch. Ehrlich, nichts könnte der Wahrheit weniger entsprechen. Wenn Sie mich träfen, könnte ich Sie ganz bestimmt dazu bringen, mich zu mögen. Darin war ich einmal sehr gut.

Bei einer der seltenen Gelegenheiten, an denen sie bereit war, über meinen Vater zu sprechen, erzählte mir meine Mutter, er sei Bauarbeiter gewesen. Seine besondere Spezialität war gewerblicher Innenausbau – Trockenbau, Putz, Farben, Schallschutzwände.

Ehrlich gesagt fällt es mir schwer, mir meinen Vater bei der Arbeit auf einer Baustelle vorzustellen, die schweren Handschuhe schweißgetränkt. Aus den Erzählungen verschiedener Familienmitglieder entnehme ich, dass die längst abgeschlossene Dienstzeit meines Vaters auf dieser Welt aus einer kompromisslosen Abfolge von Trägheit, Betrug, Lügen, Unzuverlässigkeit, Schürzenjägerei und Verwahrlosung bestand. Wer ihn liebte musste ständig auf einen seiner orkanartigen Wutausbrüche gefasst sein. Ich vermute, es war theoretisch schon möglich, dass er gelegentlich seine Bierflasche abstellte und zur Arbeit ging. Jeder verhält sich mal gegen seine Natur.

Ich erinnere mich kaum an ihn. Einmal, als ich fünf oder sechs war, kam er mich besuchen. Er war wütend, rot und sprach nicht viel, obwohl er doch Gast im Haus meiner Mutter war. Er zankte sich mit ihr, und sie ging aus dem Zimmer, um ihn nicht weiter zu provozieren. Ich war mit meinem Vater allein, und zunächst schien er meine Anwesenheit gar nicht zu bemerken. Er schüttelte den Kopf und murmelte vor sich hin. Dann drehte er sich um und fixierte mich mit einem mitleidigen Blick.

»Was für eine beschissene Welt, was?«, sagte er überraschend vertraulich.

Das war die Summe aller Weisheit, die er mitzuteilen hatte, doch er glaubte an das, was er sagte.

Irgendwie wusste ich, was er meinte.

Vor etwas mehr als zwei Jahren habe ich ein Haus in Minneapolis gekauft. Als der Kaufvertrag unter Dach und Fach war, trat ich als Erstes ein wenig in die Fußstapfen meines Vaters und betätigte mich selbst als Handwerker. Ich brach ein Loch in eine Schlafzimmerwand, direkt über der Fußleiste. Darin versteckte ich eine Plastiktüte mit Fotos und fast 400 000 Dollar in bar. Oben auf das Geld legte ich einen hölzernen Schlagstock aus einem Kampfsportladen in Los Angeles. Es ist ein gemeiner kleiner Knüppel, schwarz und hart und mit einem Griff zum Schwingen, so wie ihn Polizisten verwenden.

Der Knüppel ist fast unbenutzt. Bis auf dieses eine Mal.

Es ist dumm von mir, ihn zu behalten. Ich bin wie ein Brandstifter, der sein Werk von einem Platz hinter der Absperrung aus betrachtet, den Widerschein des Feuers genießend, jedes Mal zusammenzuckend, wenn ein Polizist mein schweißnasses Gesicht in der Menge entdeckt. Aber ich kann mich einfach nicht davon trennen. Ich habe das getrocknete Blut meiner Verlobten abgewischt und das Ding in Anbetracht der Möglichkeiten moderner DNA-Analyse mit Wundbenzin übergossen. Dennoch, es ist ein Beweismittel, und falls man jemals Iris Katerans Leiche findet, könnte das genügen, um mich für den Rest meines Lebens hinter Gitter zu bringen.

Vor zwei Jahren dachte ich, Iris würde mich hinter meinem Rücken verhöhnen. Ich hatte Angst vor ihr. Ich dachte, sie würde mich zerstören. Als ich in ihre Heimat Los Angeles zurückging, war ich vom Geld vergiftet – von meinem Verlangen danach, von meinem neuen Image als jemand, der es verdient hat. Als alles schief ging, war ich nicht mehr ich selbst. Der John Wright, der ich einmal war, hätte niemals seiner Geliebten den Schädel eingeschlagen.

Die einschlägigen Fakten und offenen Fragen im Leben des John Wright:

1. Er wurde arm geboren, und seine Kindheit kann man am ehesten als ereignislos beschreiben. Aufgezogen wurde er von Erwachsenen, deren Leben völlig durchschnittlich verlief. Schon früh ließ er Anzeichen von Intelligenz erkennen, doch er entwickelte auch einen Hang zur Nervosität und hatte Schwierigkeiten, Beziehungen zu anderen Menschen aufzubauen. Das könnte auf den Einfluss seiner chaotischen und sprunghaften Mutter zurückzuführen sein. Obwohl die gelegentlichen Begegnungen mit seinem Vater sicher auch nicht sehr hilfreich waren.

2. Nach dem Schulabschluss brach er den Kontakt zu seiner Familie ab und hat seither nicht mehr mit seiner Mutter gesprochen. Obgleich Sandra Ruth Wright viele Fehler hatte, war John Wright doch im Grunde genommen alles, was sie auf dieser Welt hatte, und Johns Verhalten verurteilte sie zu ihrem ganz persönlichen Leidensweg. Er stellt sich vor, dass sie kurz nach seiner Abreise ins College einen steilen Niedergang erlebte, aber im Allgemeinen schiebt er diesen Gedanken erfolgreich beiseite.

3. Er verließ sein Zuhause in Indiana, um an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts, zu studieren, wo er auch seinen ersten und einzigen Freund kennen lernte. Außerdem hatte er das Glück, eine wunderschöne und außerordentlich wohlhabende Freundin zu ergattern, Iris Kateran, die später seine Verlobte wurde.

4. Auf dem College war John Wright ein mittelmäßiger Student der Geisteswissenschaften. Seine Beziehung zu Iris entwickelte sich sehr rasch, und er benannte sich selbst

in Jack um (ihre Idee). Schließlich zogen Jack und Iris zusammen in eine benachbarte Kleinstadt namens Somerville. Jacks Liebe zu Iris wurde immer tiefer, und zunehmend gewöhnte er sich auch an die materiellen Annehmlichkeiten, die sie zu bieten hatte.

5. Jack, Iris und Jacks Freund Frank Lee beschlossen, nach dem College nach Los Angeles zu ziehen. Obwohl ihn die Nähe des herrischen Vaters von Iris einschüchterte, willigte Jack in den Umzug ein. Denn die drei Freunde planten die Gründung einer kleinen Investmentfirma, die sie zwar selbst betreiben wollten, die aber den Rückhalt des guten Namens der Familie Kateran genießen sollte.

6. Zunächst lief alles ganz gut, doch schon bald nach der Verlobung verschlechterte sich die Beziehung von John und Iris aus Gründen, die zu kompliziert sind, um hier wiedergegeben zu werden.

7. Nach einem unerwarteten finanziellen und privaten Rückschlag steigerte Jack sich in einen Eifersuchtsanfall hinein und versuchte, Iris umzubringen.

8. Jack war überzeugt, er hätte Iris getötet. Doch die Leiche wurde nie gefunden. Er wartet darauf, dass die Polizei oder irgendein Privatdetektiv Beweise für sein Verbrechen finden. Doch Iris' Verschwinden bleibt ungeklärt. Jack kann sich nicht im Einzelnen daran erinnern, Iris umgebracht zu haben. Er erinnert sich an eine Wohnung, an ihre Anwesenheit und an brutale Gewalt. Aber an den Akt des Tötens selbst? Nein, daran erinnert er sich nicht.

9. Aber wenn er es nicht getan hat, was geschah dann mit Iris Kateran?

10. Nein, sie muss tot sein.

11. Als Jack feststellte, dass seine Einkerkерung nicht unmittelbar bevorstand, zog er in eine andere Stadt.

12. Jack war in ein paar sehr schlimme Dinge verwickelt. Er kann sich selbst nicht erklären, was passiert ist.

13. Drei Jahre sind seit den ganzen Geschehnissen vergangen.

Ich bin kein Finanzgenie; das wird im Laufe der Zeit mehr als deutlich werden. Aber ich habe mein Haus in Minneapolis unmittelbar vor einem Boom gekauft, der die Grundstückspreise in diesem Viertel um mindestens fünfzig Prozent in die Höhe trieb. Heutzutage ist alles so teuer. Ich bin jetzt alt genug, um mich an eine Zeit zu erinnern, in der normale Leute noch anständig leben konnten. Ich weiß nicht, was passiert ist, aber ich hätte niemals gedacht, dass der amerikanische Aufschwung ein Leben ohne Konkurrenzkampf und Ellbogen unmöglich machen würde. Ich weiß ehrlich nicht, was ich anfangen würde, wenn ich Iris Katerans Vater nicht fast eine halbe Million Dollar gestohlen hätte.

Meine Freunde und ich (genauer gesagt Frank Lee und, um den Plural zu rechtfertigen, Iris selbst) haben uns früher immer darüber beschwert, dass die Nachkriegsgeneration von Anfang an dabei war und sich die besten Plätze gesichert und die ganzen Leckerbissen geschnappt hat. Doch inzwischen besitze auch ich einige Dinge. Ich habe mein Haus, ein Auto und einen hübschen Notgroschen in meiner Schlafzimmerwand versteckt. Von außen betrachtet bin ich ein junger Mann, der einen bescheidenen Erfolg erzielt hat und dann, als die Zeiten mager wur-

den, vernünftigerweise kürzer trat, um ein bescheidenes, relativ entspanntes Leben zu führen.

Ich bin der Typ in Ihrer Straße, bei dem Sie sich beim besten Willen nicht vorstellen können, wovon er eigentlich lebt.

Morgens. Orangensaft und Kaffee. Das Haus ist still. Ich sitze hier am Tisch und rauche eine Zigarette. Heute ist kein Tag von Bedeutung. Ich brate mir ein bisschen Speck, esse etwas davon und lasse den Rest auf einer Papierserviette liegen. Für Hero, den Kater, wenn er denn endlich aus seinem Versteck kommt.

Mein Stadtviertel nennt sich Uptown, obwohl es hier vollkommen flach ist und es sogar noch südlich von Downtown liegt. Ich versuche gar nicht erst, das zu begreifen. Ich verstehe diesen nördlichen Ort nicht. Ich kam hierher, um mich zu verstecken. Ausnahmsweise wurde mir gestattet, ein Außenstehender zu bleiben.

Ich gehe gerne nach draußen. Wenn ich zu lange eingesperrt bin, bekomme ich Angst. Mit der leicht schielenden Routine eines Hamsters im Laufrad drehe ich meine Runde durch das Viertel. Mittlerweile bin ich ein Virtuose im Zeitotschlagen. Mein Leben beschränkt sich auf den distanzierten Umgang mit Handel und Dienstleistung. Ich gehe ins Kino und in Buchhandlungen. Ich esse gerne alleine in Restaurants, außerhalb der üblichen Essenszeiten. Zu viel Gesellschaft bekommt mir nicht. Ich gebe nicht viel Geld aus, und so wird es mindestens zehn Jahre dauern, bis meine Reserven aufgebraucht sind.

Zu meinen Füßen auf dem Bürgersteig sitzt ein Eichhörnchen und blinzelt über seine Nase hinweg, als machte es sich über sich selbst lustig, weil es ein Eichhörnchen ist. Ich weiß, wie das ist.

Diese Stadt ist eine Bastion stiller Höflichkeit. Sie wurde um eine Kette von Seen gebaut, um die ich so lange herumspaziere, bis ich die berechtigte Hoffnung habe, müde genug zum Schlafen zu sein. Ich hasse den Gedanken daran, zu all dem Staub und der Entropie zu Hause zurückzukehren. Ich putze und putze, aber ich komme einfach nicht nach. Es ist entmutigend. Manchmal wache ich auf und denke, ich sei in einem fremden Haus.

Ich stehe vor der Walker-Bücherei, bevor mir bewusst wird, dass ich dorthin wollte. Solche Dinge passieren, wenn man es zulässt. Einmal habe ich mir im Traum ein Buch gekauft. Danach ging ich in eine Buchhandlung, und da war es – dasselbe Buch. Ich habe es gekauft, bin aber noch nicht dazu gekommen, es zu lesen.

Die Bücherei ist im zweiten Untergeschoss. Ich drücke den Liftknopf, der nicht besonders sauber aussieht. Ich entwickle Bakterienphobien. Ich habe Albträume von Anthraxsporen, schmutzigen Bomben und brennenden Flugzeugen. Vermutlich verbindet mich das mit einem Großteil der Menschheit. Ich würde gerne noch weitere Gemeinsamkeiten finden.

Der Empfang wirkt irgendwie ausgewaschen, osteuropäisch. Es ist ein großer Raum, der aussieht wie die Mini-version eines Konzertsaals, obwohl die Akustik grauenvoll ist – aus allen Richtungen kann ich Murmeln und Echos hören. In der Zeitschriftenabteilung ist ein Mann, der extrem alt sein könnte oder auch nicht. Er sitzt wie ein greiser Bussard in einem Nest aus Zeitungen und Magazinen auf einem undefinierbaren Polstermöbel.

»Mit diesem Don Rumsfeld stimmt was nicht«, sagt er mit der tiefsten Stimme, die ich je gehört habe.

Ich mache das Peace-Zeichen. Um die Mittagszeit in einer Stadtbücherei herrscht nicht gerade das intellektuelle Klima des antiken Alexandrien. Überwiegend haben wir hier die üblichen Penner und Verrückten, Zeitungsblätterer, Zeitschriftenklauer, Bücherschänder. Manche schlafen, einer starrt psychotisch ins Leere. Leute wie ich. Am liebsten kuschle ich mich mit Büchern über Heimwerken, Kunst oder Buddhismus in einer runden Lesekabine ein. Die Welt kommt zu mir.

Am anderen Ende liegt das Königreich der Kinder – Bücher, Spielzeug, Teddybären und Stoffhasen mit dem bekümmerten Blick von Zootieren. Ich sehe ein Kleinkind auf wackligen Beinen herumtorkeln, am Rande der Katastrophe. Einige ältere Mädchen, gelangweilt von ihren Hausmann-Vätern. Mein Blick kreuzt sich mit dem einer jungen Mutter, dann sehe ich schnell weg. Ich wurde zu nahe herangetrieben in meinem Treiben, und jetzt sieht der Vater zu mir hoch. Auf mir lastet die stille Schuld eines allein stehenden Mannes in Gegenwart kleiner Kinder – die Gefahr eines einzelgängerischen männlichen Primaten gemischt mit der tiefen und unvorstellbaren Bedrohung durch Missbrauch.

Aber da ist noch etwas anderes. Ich drehe mich um, schnüffle fast die Luft.

Iris wollte eines Tages Kinder mit mir haben. Ihre eigene Kindheit war kalt und steril. Die Mutter starb jung, und ihr Vater ist seinem einzigen Kind zwar bis zur Besessenheit ergeben, doch er ist und bleibt ein fürchterlicher Rammbock von einem Mann, bestenfalls schwierig im Umgang. Ich war gerührt, dass Iris mich als potenziellen Vater betrachtete, wenn man mal meine eigene Herkunft bedenkt. Iris selbst war nie eine offensichtliche Kandidatin für die Mutterschaft;

sie war keine dieser Frauen, die sich Hunde als Kinderersatz anschafften, oder deren Gesicht vor unerwideter Liebe zerfloss, wenn sie im Supermarkt einen Säugling sahen.

Wenigstens glaube ich das. Ich kann mich nicht genau erinnern. Ich würde gerne meine Denk- und Betrachtungsweise ändern, aber bisher ist mir das nicht gelungen.

Schreibtische, die wie Planwagen im Kreis aufgestellt sind, beschützen kostenlose Internetzugänge, die Vorposten von Arbeitssuchenden, Wahnsinnigen, jungen Studenten. Es gab viel Ärger mit asozialen Typen, die abscheuliche Pornos herunterluden – wild entschlossen, Seiten zu finden, die selbst noch den abgestumpftesten Freidenker schockieren könnten – und sie dann auf dem Bildschirm ließen, damit Kinder sie finden. Ich bin wirklich froh, keinen Nachwuchs zu haben. Ich würde wahnsinnig werden bei dem Versuch, ihn zu beschützen.

In letzter Zeit habe ich ein etwas peinliches Problem. Vielleicht liegt es daran, dass meine Welt so geschrumpft ist, aber ich habe schon mehrfach Leute in der Öffentlichkeit gesehen, die ich zu kennen glaubte. In jedem dieser Fälle hatte die scheinbar vertraute Person offenbar ihr Aussehen verändert – ein neuer Haarschnitt, ein radikal anderer Kleidungsstil. Einmal sah ich jemanden, den ich für einen meiner ehemaligen Professoren hielt, ein anderes Mal einen Bekannten aus meiner Zeit in L. A. In beiden Fällen hatte ich mich geirrt, und die betroffenen Individuen bedachten meine starren Blicke mit wachsamer Besorgnis. Ich konnte mich des unheimlichen Eindrucks nicht erwehren, dass ich auf Doppelgänger der einstmals Bekannten aus einem Paralleluniversum gestoßen war. Manchmal glaube ich, es geht mir nicht gut, mental. Ich habe oft Kopfschmerzen. Meine Erinnerung kommt und geht.

Jetzt bin ich also in einer sehr seltsamen Lage. Weil ich glaube, sie vor mir zu sehen. Den wichtigsten Menschen in meinem Leben, den, der für mich verloren ist. Aber es ist ein ganz normaler Montag.

Meinetwegen ist sie tot.

Die Zeit schiebt sich ineinander. Sie ist im gleichen Alter wie ich, eher dreißig als zwanzig. Aber ich bin nicht mehr da, und das hier kann nicht passieren. Ich kann an überhaupt nichts denken, aber alles ist mir bewusst. Die einzige Erklärung für das, was ich sehe, ist, dass ich den Verstand verloren habe.

Ich habe sie doch umgebracht, oder?

Sie sieht aus wie eine Obdachlose. Sie trägt einen dicken Mantel, zugeknöpft bis zum Hals. Mir schießt Nixons Ausspruch vom »ehrlichen republikanischen Stoffmantel« durch den Kopf, doch die junge Frau vor mir ist keine gut frisierte und vakuumverpackte Pat Nixon. Sie blickt konzentriert auf den Computerbildschirm, die Lippen bewegen sich leicht. Ihr schwarzes Haar ist verfilzt, und sie hat dunkle Augenringe. Sie sieht aus wie eine Frau, für die Zeit und Realität verblasst sind, ihre mangelnde Körperhygiene und Aura von Unordnung wirken wie eine Niederlage. Ihre Antennen sind verbogen. Ich bezweifle, dass jemand, der sie nicht so gut kannte wie ich, sie erkennen würde. Jedenfalls niemand, der sie so kannte, wie sie damals war, eine wunderschöne junge Frau voller Selbstvertrauen und Potenzial.

Aber sie ist es. Kein Zweifel. Es ist Iris.

Ich sehe ihre kleine Nase, eine leichte Stupsnase (sie fand immer, sie sähe kindlich aus). Ihren exzentrischen Haaransatz, der asymmetrisch spitz in die Stirn ragt.

Ich sehe die vertrauten schlanken Finger auf der Tastatur liegen, regungslos.

Natürlich ist sie nicht wirklich da. So viele seltsame Dinge sind passiert. Das hier ist nur das neueste und lebendigste. Ab heute werde ich von ihrem Geist heimgesucht werden.

Ich verbiete mir, mich weiter treiben zu lassen. Sonst blickt sie noch auf und bemerkt mich. Und dann muss ich irgendetwas tun.

Meine Iris war immer strahlend und souverän, sogar wenn sie selbst der Meinung war, sie sei ungepflegt. Mich hatte es einige Mühe gekostet, die schlaffe Haltung abzuschütteln, die mir in die Wiege gelegt wurde. Doch für Iris gab es nie einen solchen Kampf. Sie hatte einen athletischen Gang, anmutig und geschmeidig, der die Blicke beider Geschlechter wie magnetisch auf sich zog. Ihre Einwilligung, mit mir zusammen zu sein, mich heiraten zu wollen, war für meine Verhältnisse eine verblüffende Leistung.

Diese Frau am Computer, in der Bücherei, in Minneapolis, ist eine schlechte Kopie der Iris, die ich kannte. Sie kann es nicht sein.

Ihre Schultern sind rundlich und gebeugt unter dem Mantel von der Heilsarmee – ein Kleidungsstück, mit dem die alte Iris ein Paar schlammige Stiefel abgewischt hätte. Sie blinzelt vor dem Bildschirm. Irgendetwas stimmt ganz offensichtlich nicht mit ihr. Andererseits, wie soll sich ein Geist schon benehmen?

Du hast Halluzinationen. Geh einfach weg.

Das Atmen fällt mir schwer. Ich sehe zu der jungen Mutter hinüber und denke an meinen vorherigen Gedankengang – der Anblick von Mutter und Kind, der Erinnerungen an Iris wachrief. Dann der Anblick dieser Frau, die aussieht wie Iris. Es ist ein Zaubertrick.